

Kevin Brooks
Candy

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell unter www.dtv.de/lehrer zum kostenlosen Download.

Candy fesselt Joe vom allerersten Moment an – ihr Lächeln, ihre Haut, ihre Augen. Er weiß sehr wohl, dass er dieses Mädchen ganz schnell vergessen sollte, denn seine Liebe hat kaum eine Chance und jeder weitere Schritt ist gefährlich: Candy ist heroinabhängig, sie geht auf den Strich und ihr brutaler Zuhälter hat Joe unmissverständlich klargemacht, was passiert, wenn er sie wiedersieht.

Trotzdem schreibt Joe einen Song für Candy und trifft sich mit ihr – bis sich die Dinge so zuspitzen, dass Joe und Candy durch halb England fliehen müssen.

© dtv/Beatrice Habersaat



Kevin Brooks, geboren 1959, studierte in Birmingham und London, spielte Gitarre in einer Punkrockband und schrieb eigene Songs. Sein Geld verdiente er lange mit Gelegenheitsjobs. Seit dem großen Erfolg seines Debütromans ›Martyn Pig‹ ist er freier Schriftsteller. Er wurde mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Stockport Children's Book Award für ›Candy‹, mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis 2006 und dem Buxtehuder Bullen für ›Lucas‹ und 2009 mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis für ›The Road of the Dead‹.

Uwe-Michael Gutzschhahn, geboren 1952, hat alle auf Deutsch erschienenen Bücher von Kevin Brooks übersetzt. Er studierte deutsche und englische Literatur in Bochum und lebt als Übersetzer, Autor und freier Lektor in München.

Kevin Brooks

Candy

Roman

Aus dem Englischen von
Uwe-Michael Gutzschhahn

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Kevin Brooks sind außerdem bei dtv lieferbar:

Martyn Pig

Lucas

Kissing the Rain

The Road of the Dead

Being

Black Rabbit Summer

Killing God

iBoy

Live Fast, Play Dirty, Get Naked

Schlafende Geister

Bis es dunkel wird

Das gesamte lieferbare Programm von dtv und

viele weitere Informationen finden sich unter

www.dtv.de und www.kevin-brooks.de



Deutsche Erstausgabe

6. Auflage 2013

2006 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

© 2005 The Chicken House

Text copyright © 2005 Kevin Brooks

Titel der englischen Originalausgabe:

›Candy‹, 2005 erschienen bei The Chicken House, 2 Palmer St,

Frome, Somerset, BA11 1DS, England

The author has asserted his moral rights.

All rights reserved.

© für die deutschsprachige Ausgabe:

2006 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt und Tabea Dietrich unter

Verwendung eines Fotos von Jan Roeder

Lektorat: Beate Schäfer

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Gesetzt aus der Optima 11/14' und der Trixie-Plain

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71189-0

1. Kapitel

Es ist schwer, mir das Leben vor Candy zurück ins Gedächtnis zu rufen. Manchmal sitze ich stundenlang da, starre in die Vergangenheit und versuche mir vorzustellen, wie es war, aber irgendwie komme ich nie sehr weit damit. Ich schaffe es nicht, mich ohne sie zu sehen. Was ich gerade noch hinkriege, ist die letzte halbe Stunde, bevor wir uns trafen, die letzten paar Minuten meiner Vor-Candy-Existenz, als ich noch einfach ein Junge war ... einfach ein Junge in einem Zug, ein Junge mit einer Beule, ein Junge, der eine schwarze Mütze mit Sternen trug.

Ich war unschuldig damals.

Einfach ein Junge.

In einem Zug.

Mit einer Beule.

Und einer Mütze.

Das war die ganze Welt, die ich zu kennen brauchte.

Es war Donnerstag, der 6. Februar, ungefähr fünf Uhr nachmittags, und der Zug Richtung London fast leer. Die Züge, die auf dem entgegengesetzten Gleis vorüberfuhren, waren

proppevoll mit grantigen Pendlern, nach einem harten Arbeitstag unterwegs nach Hause, doch in meinem Zug waren die einzigen Reisenden ein paar Schichtarbeiter, ein betrunkenener Typ im Anzug und eine Gruppe Disco-Girlies, die sich schon früh zu einer Nacht in der Großstadt aufgemacht hatten. Ich konnte die Mädchen nicht richtig sehen – sie saßen irgendwo hinter mir –, aber ich hörte sie zusammen kichern, lachen und kreischen, damit auch bloß jeder mitbekam, wie viel Spaß sie hatten. Es war schwer, ihnen *nicht* zuzuhören; erst recht, wenn sie im Vollton zu flüstern anfangen –

Das hättest du sehn sollen, Jen – so GROSS ...

Nein!

Ich bin fast gestorben, glaubste ...

Hihihihii!!

Als die Mädchen einstiegen – einen Bahnhof nach mir –, hatte ich mich tief in meinen Sitz gedrückt und das Gesicht zum Fenster gewandt. Ich war mir ziemlich sicher, dass sie mich nicht sehen konnten – sie waren ganz hinten im Wagen, ich irgendwo in der Mitte –, doch ich wollte kein Risiko eingehen. Man kennt das ja – sechs von ihnen und du bist allein ... sie total aufgebrezelt und sich zur Schau stellend, außerdem hatten sie schon ein paar gezwitschert ... du trägst eine nagelneue Mütze, von der du noch nicht so ganz überzeugt bist, deshalb fühlst du dich sowieso schon ein bisschen gehemmt ... und du weißt genau, was passieren wird, wenn sie dich sehen ... Sie werden irgendwas *sagen* oder *tun* – nur so zum Spaß –, du wirst verlegen werden, doch das spornt sie bloß an, noch mehr zu sagen, weshalb du noch verlegener wirst ...

Also, wie auch immer, das hatte ich jedenfalls gemacht, als die Mädchen einstiegen: Ich hatte mich tief in meinen Sitz gedrückt und vermieden, dass sie mich sahen, den Kopf gegen die Fensterscheibe gelehnt und beobachtet, wie die Welt an mir vorüberzog.

Und genau das machte ich auch jetzt noch.

Es gab nicht viel zu sehen in dem grau werdenden Licht – Hochhausblöcke und ärmliche Wohnsiedlungen seitlich des Schienenstrangs, Verpackungsfirmen, Parks, in der Ferne flimmernde Stadtlichter – und nach einer Weile merkte ich, dass ich bloß starrte, ohne etwas zu sehen, und dem Rattern und Summen des Waggons lauschte, dem Rhythmus der Schienen – *dacka-da-dam, DACKa-da-dam, dacka-da-dam, DACKa-da-dam ...* und in Gedanken Songs erfand.

Das tat ich damals immer – mir Songs ausdenken, in Gedanken die Melodie zurechtspinnen, mir die Musik zusammenräumen ...

Damals hielt mich das am Laufen.

Es bedeutete mir etwas.

Irgendwann wird es mir hoffentlich wieder was bedeuten.

Auch als der Zug sich dem Bahnhof Liverpool Street näherte, starrte ich weiter durchs Fenster und hörte auf die Geräusche des Waggons. Der Ansager erinnerte die Reisenden, beim Aussteigen all ihr Gepäck mitzunehmen, und während die anderen Fahrgäste aufstanden und ihre Taschen packten, lachten die Mädchen über seinen asiatischen Akzent. Wir rollten durch einen alten Backsteintunnel, an dessen Wänden Drähte und Kabel entlangliefen. Es gab kurze dunkle Buchten

in der Tunnelwand, kleine verschattete Bögen, die aussahen wie Tunnel im Tunnel. In einigen dieser Buchten konnte ich Statuen erkennen – eigenartige zerbröselnde Figuren, in Backstein gebettet, ihre verwitterten Gesichter umrankt von violettem Unkraut. Als der Zug an ihnen vorbeiratterte, fragte ich mich vergeblich, was sie wohl darstellten – antiken Wandschmuck? Reliquien? Eisenbahngötter? – und was sie dort sollten. Ich meine, wozu setzt man Statuen in einen Tunnel?

Ich dachte noch immer darüber nach, als der Zug abbremsste und nur noch kroch, das Dunkel sich hob und wir zischend in dem sterilen Licht des Bahnsteigs anhielten.

Psschhh ...

Donk.

Aaaahhh ...

Ich ließ die anderen Fahrgäste zuerst aussteigen. Als sich die Mädchen gackernd durch die Tür drängten, über den Bahnsteig davontrabten und ihre hochhackigen Schreie kalt im Bahnhof widerhallten, warf ich einen heimlichen Blick durchs Fenster. Es überraschte mich, wie jung sie waren. Nach ihrer Art zu sprechen hatte ich sie für um die zwanzig gehalten, aber die meisten von ihnen waren eher fünfzehn oder sechzehn, was mich für einen Augenblick verwirrte. Sie waren etwa so alt wie ich ... trotzdem kamen sie mir nicht gleichaltrig vor. Ich war mir nicht sicher, wieso und warum. Ich fühlte mich nicht älter als sie, aber ich fühlte mich auch nicht jünger.

Ich fühlte mich einfach anders.

Für einen Moment fragte ich mich, wohin sie wohl gingen

und was sie am Ende dieser Nacht wohl erlebt haben würden – Liebe, Sex, Glück, Vergessen, einen betrunkenen Schlag ins Gesicht?

Dann nahm ich meine Tragetasche, richtete meine Mütze zurecht und stieg aus dem Zug.

Die Bahnhofshalle war von riesigen Pendlerhorden bevölkert, die alle zu ihren Zügen eilten, rannten und drängelten. Es waren Tausende, die in einer endlosen Woge dunkler Anzüge, Aktentaschen und gehetzter Gesichter von den Straßen und der U-Bahn-Station hereinströmten wie ein tobender Schwarm. Der Lärm war unglaublich – eine wirbelnde Kakophonie von trappelnden Füßen und zusammengepferchten Stimmen, von Lautsprecherdurchsagen, zischenden Zügen, quietschenden Rädern, vom metallischen Klacken der Anzeigetafeln. All das vermischte sich zu einem gewaltigen unverständlichen Brausen, das aufwirbelte, nach oben schwirrte und zu dem gläsernen Dach emporstieg wie das Geräusch von Millionen Vögeln.

Ich lief, so schnell ich konnte, durch die Bahnhofshalle – wick mal hierhin, mal dorthin aus, kämpfte gegen den Strom an – und schaffte es schließlich hinunter zur U-Bahn-Station. Auch hier wieder Gedrängel, gejagte Gesichter, Kakophonie. Ich ging weiter – durch die Fahrkartenschleuse, den Durchgang entlang, über die Brücke, die Treppe hinunter –, dann war ich, nach einem Spurt in letzter Sekunde und einem atemberaubenden Sprung, nur noch ein zusätzliches Gesicht in einem Zug der Circle Line, der zurück in die Dunkelheit jagte.

Schwer atmend lehnte ich mich gegen die Tür, wischte mir den kalten Schweiß vom Gesicht und schaute zu dem U-Bahn-Plan an der Wand hoch: Liverpool Street, Moorgate, Barbican, Farringdon, King's Cross.

Vier Stationen.

Nicht mehr weit jetzt.

Nicht mehr weit für den Jungen.

Jedes Mal, wenn ich nach London fahre, ist es mir peinlich, in den Stadtplan gucken zu müssen. Ich weiß, es ist albern. Ich weiß, es gibt überhaupt keinen Grund, warum das peinlich sein soll. Es ist bloß ein *Stadtplan*, verdammt noch mal. Wenn man nicht weiß, wohin, nimmt man doch einen Stadtplan, oder? Was ist daran verkehrt? Es ist völlig einleuchtend.

Ich *weiß* das.

Es ist nur ... keine Ahnung. Es hat einfach etwas mit Coolsein zu tun, nehme ich an. London ist cool. Die Londoner sind cool. Man will schließlich nicht für einen Dorftrottel gehalten werden, oder?

Ja, ich weiß, das ist erbärmlich. Aber erbärmlich ist nicht so schlimm, oder? Ich meine, es gibt doch Schlimmeres auf der Welt, als erbärmlich zu sein.

Jedenfalls hatte ich meinen Stadtplan, eingewickelt in einer Supermarkttüte, in meiner Jacke versteckt und deshalb wusste ich, als ich aus dem U-Bahnhof King's Cross hinauf in die kalte Spätnachmittagsluft der City kam, nicht, wo ich war. Ich wusste, wo ich hätte sein sollen, und ich wusste, welchen Weg ich hätte einschlagen sollen, aber ich war nicht da rausgekommen, wo ich wollte, und hatte die Orientierung kom-

plett verloren. Die Adresse, zu der ich hinmusste, lag in der Pentonville Road und ich wusste auch, wo die war, schließlich hatte ich vorher im Stadtplan nachgeschaut. Aber ich wusste nur, wo sie im Verhältnis zur Euston Road lag, die an der Vorderfront des Bahnhofs vorbeiführt, doch ich war nicht an der Bahnhofsfront rausgekommen, sondern irgendwo anders, durch einen Seitenausgang oder so. Und alles, was ich sah, wo immer ich auch hinguckte, war Chaos: Autos, Busse, Taxis, losdonnernde Motorräder, aufblitzende Lichter, Straßenarbeiten, Kräne, Bauplätze, Fußgängerüberwege, Poller, Kreuzungen, noch mehr Pendler, Obdachlose, Verrückte, Hippies mit ausdruckslosem Blick, langen, schmuddeligen Haaren und Schorf im Gesicht ...

Davon stand nichts im Stadtplan.

Und ich wollte ihn sowieso nicht aus der Jacke ziehen. Es waren viel zu viele Menschen um mich rum, ich fühlte mich ziemlich uncool – ich stand da wie ein staunender Jockel mit hängendem Unterkiefer und blinzelte den Lichtern und dem Lärm entgegen. Ich hätte nicht deplatziertes wirken können, wenn ich ein schmutziges altes Unterhemd und eine Latzhose angehabt und mir ein Grashalm aus dem Mund geragt hätte ... dazu ein kleines weißes Schwein zu meinen Füßen ... ein kleines weißes Schweinchen an einem abgegrabbelten Strick als Leine ...

Ich schüttelte das Bild aus meinem Kopf, trat zurück und lehnte mich für einen Moment gegen eine Wand, um mich zu orientieren. Um mir Zeit zu nehmen, um den Gummigestank der Busse einzusatmen, die erstickenden Auspuffgase ... um mich umzuschauen, nachzudenken, mich noch genauer um-

zuschauen ... schau, schau, schau ... denk, denk, denk ... bis mir endlich dämmerte, was ich tun musste. Es war so einfach, dass ich mir wie ein Idiot vorkam, nicht gleich draufgekommen zu sein. Um herauszufinden, wo ich mich befand, musste ich nichts anderes tun, als zum Bahnhofsgebäude zu gehen – das ich drohend hinter mir gegen den schwarzen Himmel aufragen sah – und mich dann von dort aus auf den Weg zu machen.

Und genau das tat ich.

Die Straße vor, dann um eine Ecke rum und da stand ich – auf einem weiten gepflasterten Platz mit Telefonhäuschen und ein paar verstreuten Zeitungsständen, direkt vor dem Bahnhof. Direkt an der Euston Road.

Ganz simpel.

Jetzt musste ich nur noch der Euston Road folgen ...

Doch ... in welche Richtung?

In diese?

Oder in die andere?

Links oder rechts?

Ich schloss die Augen und versuchte mir den Stadtplan vorzustellen. Ich konnte alle Straßen sehen, aber der Plan lag verkehrt rum. Das Blatt stand auf dem Kopf. Der Bahnhof war auf der falschen Seite der Straße. *Also gut*, sagte ich mir, *wenn die Straße im Vergleich zum Plan verkehrt rum ist, musst du einfach in die andere Richtung gehen. Wenn du auf dieser Seite der Straße bist, was auf der Karte die andere Seite ist, musst du eben anstatt nach rechts nach links gehen.*

Ich machte mich also nach links auf den Weg, doch dann blieb ich wieder stehen und erinnerte mich an etwas – die

Karte *musste* auf dem Kopf stehen. Als ich im Stadtplan nachgeguckt hatte, ehe ich von zu Hause losging, hatte ich ihn umgedreht, deshalb lag das Blatt doch richtig rum. Die Karte in meinem Kopf war völlig korrekt. Der Weg, den ich suchte, lag nicht links, sondern rechts.

Also drehte ich mich um, stieß gegen eine verrückte Alte, die einen Einkaufswagen voller Lumpen vor sich herschob – *jageddabaddagedaahh* –, und ging daraufhin in die Richtung davon, aus der ich gekommen war.

Aber ich war noch keine zehn Schritte gegangen, als ich wieder stehen blieb. Hatte ich die Karte wirklich umgedreht? Vielleicht doch nicht. Vielleicht hatte ich ja am Anfang Recht gehabt?

Ich drehte mich halb um, dachte noch einmal drüber nach, wandte mich zurück und war drauf und dran, zum letzten Mal aufzubrechen, als hinter mir eine Stimme rief.

»Kannst du dich nicht entscheiden?«

Es war eine Mädchenstimme – hell und klar wie ein leuchtender Edelstein in der Gosse. Sie klang nicht besonders laut – das Mädchen brüllte nicht, schrie nicht –, trotzdem schaffte es ihr Klang durch das Chaos und traf mein Gehirn wie mit der diamantscharfen Spitze eines Messers. Ich drehte mich um, nahm das Meer der schwammigen Gesichter auf und da stand sie – im Eingang von *Boots* gegen die Wand gelehnt – und lächelte mich an. Es war so ein Lächeln, das einem ein Loch ins Herz reißt – Lippen, Zähne, funkelnde Augen ...

Gott, konnte sie lächeln.

Ich tat gar nichts. Ich *konnte* nichts tun. Das Einzige, was ich konnte, war dastehen und sie anschauen. Alles anschauen. Ihr

Gesicht, ihre Lippen, ihre Wangen, ihre dunklen Mandelaugen. Ihren Hals, ihre Beine, die Form ihres Körpers. Ihre blasse, helle Haut. Den Glanz ihres kastanienbraunen Haars, das sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte ...

Gott ... ihre Haut.

Sie trug einen kurzen, engen Rock und ein weites, bauchfreies Oberteil, unter dem ein Stück blanke Haut aufblitzte, das mich versteinern ließ. Dann war da noch ihr Lippenstift, der Lidschatten, die Armbänder am Handgelenk, die Lederbänder am Oberarm, das Silberkreuz um ihren Hals, die schwarzen Lederstiefel ...

Ich wusste nicht, was ich tun sollte.

Was hätte ich tun sollen?

Ich versuchte zu lächeln, aber mein Mund war knochentrocken, meine Lippen klebten in den Winkeln zusammen. Wahrscheinlich sah ich aus wie ein Geisteskranker. Ich wischte mir über den Mund, sah sie wieder an und versuchte mir etwas zurechtzulegen, was ich sagen könnte, doch mein Kopf war leer. Sie reckte ihren Kopf, warf den Blick zur einen Seite, dann lächelte sie und sah mich wieder an.

»Geile Mütze«, sagte sie.

Ohne drüber nachzudenken, hob ich meine Hand zum Kopf und berührte die Mütze. Sie war neu – eine schwarze Beanie mit einem Streifen goldener Sterne rings um den Rand. Ich mochte sie wirklich. Mit Mützen ist es nur so – manchmal können sie falsche Signale setzen. Die Leute glauben, du versuchst, etwas Besonderes zu sein – eine Mütze zu tragen, anzugeben, etwas darzustellen, was du nicht bist. Ich weiß nicht ... vielleicht liegt es auch nur an mir, vielleicht bin

ich ja paranoid oder so was. Ich meine, ich weiß, es bedeutet nichts – es ist nur eine *Mütze*, verdammt noch mal. Und davon abgesehen, wen kümmert es, was andere Leute denken?

Mich nicht, offensichtlich.

Egal, ich hob meine Hand jedenfalls nicht deshalb zum Kopf, weil ich das Mädchen für gemein hielt, sondern ich tat es aus reiner Gewohnheit. Ich wusste, sie war nicht gemein. Es sollte einfach ein Kompliment sein, das war alles.

Ihr gefiel meine Mütze wirklich.

Das wusste ich.

Und was antwortete ich?

»Oh ... ja.«

Das antwortete ich.

Oh ... ja.

Toll, was?

Total beeindruckend.

Cool wie Hölle.

Und jetzt ging das Mädchen. Sie hatte eine kleine Tragetasche in der Hand zusammengefaltet, die Handtasche zu-rechtgerückt, sich von der Wand abgestoßen und jetzt ging sie – einfach so. Sie ging. Ein Schwung mit den Hüften, ein kurzes Lächeln über die Schulter ... dann drehte sie den Kopf herum und verschmolz wieder mit dem Chaos.

Nein, dachte ich.

Bleib stehen ...

Nein ...

Aber es war zu spät.

Sie war weg.

Scheiße.

Ich stand eine Weile da, starrte ihr hinterher und spielte im Kopf die Szene noch mal durch. *Es ist wirklich passiert*, sagte ich mir. *Du hast es dir nicht eingebildet. Es ist wirklich passiert. Sie war da ... und jetzt ist sie weg. Sie war da ...*

Und jetzt ist sie weg.

Also vergiss es.

Es war nichts – okay? Sie hat wahrscheinlich eh nicht mit dir gesprochen. Vermutlich hat sie mit einem Freund geredet, mit jemandem, der hinter dir stand ... ja, so war es wahrscheinlich.

Kein Wunder, dass sie weg ist.

Denk doch mal nach.

Sie hält einen Plausch mit jemand, sie sieht diesen Knaben mit der bescheuerten Mütze und einer XXXL-Kapuze ... sie sieht ihn dastehen, glotzend mit offenem Mund, heraushängender Zunge und sabbernd wie ein Vollidiot ...

Was, glaubst du, wird sie tun?

Ihn zum Tanzen auffordern?

Ich schüttelte den Kopf, machte mich auf und versuchte, nicht drüber nachzudenken, nicht über *sie* nachzudenken – über die Art, wie sie dagestanden und mich angesehen hatte, die Art, wie sie ihren Kopf gereckt und gelächelt hatte, die Art, wie sich ihre Haut um die Hüften herum leicht gewölbt hatte, wie das sanfte Wallen eines blassen, hellen Meers ...

Himmel noch mal, Joe ...

Denk nicht mal dran.

Ich war inzwischen von einer Horde Fußgänger verschluckt worden und mit dem Strom weitergetrieben. Ich

wusste nicht recht, wohin ich ging. Ich wollte mich umdrehen, um aus der Menge herauszukommen, aber es waren zu viele Menschen, die sich in dieselbe Richtung bewegten, jemand fluchte, dass ich im Weg stünde, dann stieß mir ein anderer in den Rücken, deshalb beschloss ich, dass die Massen möglicherweise ohnehin in meine Richtung gingen, also konnte ich genauso gut mit dem Strom schwimmen.

Wir überquerten eine verkehrsreiche Straße, warteten auf einer Fußgängerinsel, dann überquerten wir die Straße weiter bis zur anderen Seite. Als sich die Menge aufzuspalten begann und in verschiedene Richtungen fortging, trat ich zur Seite, gelangte hinter einen Briefkasten und schaute mich wieder um, wohin mich die Strömung getragen hatte. Ich sah eine Kreuzung, eine weitere Fußgängerinsel, noch eine Kreuzung, ein paar Burger-Restaurants, eine Bank, mehrere Cafés, eine Wechselstube, jede Menge schmutzige kleine Läden – und da, ausgestreckt vor mir, lag die Pentonville Road. Genau das, was ich wollte. Alles, was ich jetzt noch tun musste, war, die Kreuzung zu überqueren und danach ungefähr achthundert Meter weiterzugehen, dann wäre ich da. Zehn Minuten höchstens. Mein Termin war erst um halb sieben. Jetzt war es Viertel vor sechs. Ich hatte noch etwas Zeit. Und ich hatte seit mittags nichts gegessen.

Auf der anderen Straßenseite war ein McDonald's.

Ich könnte schnell reinspringen, mir was zu essen holen, mich ein paar Minuten hinsetzen ...

Am Fenster sitzen.

Die Straßen beobachten.

Den Bahnhof beobachten.

Ja, das könnte ich tun ... ich meine, es sähe doch nicht so aus, als ob ich nach jemand *Bestimmtem* Ausschau hielte, oder? Es bedeutete doch nicht dazusitzen, die Hände zu ringen und gierig die Straßen abzusuchen wie irgendein trotteliger kleiner Junge mit Hormonstörungen ...?

Nein, ich säße nur da, äße einen Hamburger und blickte cool aus dem Fenster, einfach damit die Zeit rumging ...

Daran war nichts verkehrt.

Drinne war ziemlich viel Betrieb. Die meisten Tische waren besetzt und es gab Schlangen von Kunden, die vor der Theke herumschlurften – Haufen von Kindern, ältere Paare, ein paar schwarze Typen mit hartem Blick in Kapuzen und Ketten. Ich stellte mich an das Ende der Schlange und begann, die Menütafeln zu überfliegen. Ich weiß wirklich nicht, warum ich mir Gedanken machte. Ich verstehe sie sowieso nie – große Portionen, Extra-Portionen, extra große Portionen, zwei von irgendwas für 99 Pence, Normalportion hiervon und Normalportion davon ... das ist irgendwie alles zu kompliziert für mich. Ich hole mir sowieso immer das Gleiche – einen Cheeseburger und dazu einen schwarzen Kaffee.

Die Schlange schob sich ein Stück nach vorn.

Die Frau vor mir schwankte, ob sie sich lieber bei der Schlange links von uns anstellen sollte. Ich sah, wie sie hin und her überlegte und versuchte herauszufinden, welche Schlange am schnellsten vorwärts kam. Sie zögerte, änderte ihre Meinung, dann entschied sie sich, doch zu wechseln. Als sie zur Seite trat, rückte ich auf, doch plötzlich änderte sie von neuem ihre Meinung und quetschte sich wieder vor mir rein.

Ich trat zurück, um ihr ein bisschen Platz zu machen, dann fing ich an, in meiner Tasche nach Geld zu kramen. Dad hatte mir am Morgen zwanzig Pfund gegeben und das meiste davon besaß ich noch.

»Sieh zu, dass du etwas zu essen bekommst«, hatte er mir gesagt. »Und nimm dir vom Bahnhof aus ein Taxi, wenn es spät wird.«

Er hatte mich mit diesem Blick angesehen, der sagt: *Ich werde dich nicht belehren, welche Art von Essen man zu sich nimmt und wofür man sein Geld ausgibt, denn inzwischen bist du alt genug, um für dich selbst Verantwortung zu übernehmen ... und ich würde gern darauf zählen, dass ich dir vertrauen kann ... aber denk dran – okay?*

Einen Moment blitzte sein Gesicht vor meinem inneren Auge auf – lang, grau und ernst – und ich fragte mich, was ich mich schon oft zuvor gefragt hatte, warum er mir immer so distanziert vorkam ... so kühl, so unnahbar. Manchmal hatte ich das Gefühl, als ob er überhaupt nicht mein Vater sei, sondern bloß ein großer grauer Mann, der Doktor Beck hieß, im selben Haus wie ich wohnte und mir sagte, was ich zu tun hätte.

Ich zog einen Fünf-Pfund-Schein aus der Tasche. Er war zu einem festen kleinen Rechteck zusammengefaltet, doch als ich ihn hervorzog, verfiel sich eine Kante im Taschensaum und eine Hand voll Münzen kam herausgeflogen. Ich versuchte sie mit der anderen Hand aufzuschnappen, aber sie klackerten schon zu Boden – *tink-tink-tink* – und rollten wie verrückt durch den ganzen Laden. Natürlich schauten sich alle um – schauten auf den Fußboden und beobachteten die

Münzen, beobachteten, wie sie davonrollten. Gott, rollten die weit. Ein paar Leute traten drauf oder bückten sich, um sie aufzuheben, aber die meisten hätten echt Mühe gehabt, noch gleichgültiger zu reagieren, als sie es taten. Nach einem kurzen Blick, um diesen dämlichen Typen ausfindig zu machen, der mit Geld um sich warf, schüttelten sie nur den Kopf und kümmerten sich wieder um ihren eigenen Kram.

Ich aber spürte, wie ich rot wurde.

Ich wusste, es wurde erwartet, dass ich etwas unternahm, doch ich *wollte* nichts unternehmen. Ich wollte nicht auf Händen und Knien rumrutschen und nach Zehn-Pence-Stücken suchen. Ich wollte nicht, dass mich Leute anschauten. Aber andererseits, wenn ich die Münzen *nicht* aufhob, wenn ich einfach stehen blieb und sie auf dem Fußboden ließ, würde jeder denken, ich wäre ein verzogenes kleines Früchtchen, irgend so ein arroganter reicher Bengel mit zu viel Geld. Ich konnte mir vorstellen, wie sie dachten: *Schau ihn dir an, was glaubt er, wer er ist, dass er so rumsteht und sein Geld fortwirft ...*

Ich wusste nicht, was ich tun sollte.

Ich wünschte mir, ich wäre nie hergekommen.

Schließlich entschied ich mich für einen Kompromiss. Ich würde die Geldstücke aufheben, die ich sehen konnte, mich dann kurz umblicken, als ob ich nach dem Rest Ausschau hielte, danach die Schultern zucken und lässig zurück in die Schlange spazieren. Vielleicht könnte ich sogar versuchen, ein bisschen zu lächeln ... so ein Lächeln voll Selbstironie, das besagt: *Tsss, ich weiß auch nicht, das war wirklich ein bisschen blöd. Was bin ich nur für ein Trottel ...*